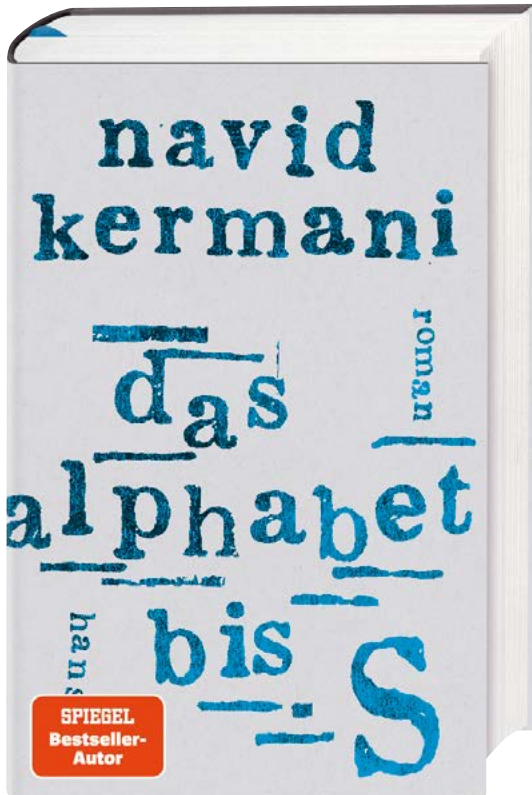


Leseprobe aus:

Navid Kermani
Das Alphabet bis S



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Navid Kermani

Das Alphabet
bis S

Roman

Hanser

Der Autor dankt Wilfried Böhringer, Eva Bonné, Roselie Bontjes van Beek, Saskia Bontjes van Beek, Anneliese Botond, Ganna-Maria Braungardt, Franz Burger, Georg Deggerich, Elisabeth Edl, Heinrich Eisterer, Eva Groepler, Andreas Hecker, Eugen Helmlé, Wilhelm Herzberg, Niklas Holzberg, Luzius Keller, Esther Kinsky, Gunhild Kübler, Regine Kühn, Reiner Kunze, Annette Lallemand, Christina Links, Wolfgang Matz, Curt Meyer-Clason, Eva Moldenhauer, Terézia Mora, Hakan Özkan, Eva Rechel-Mertens, Klaudia Reinhold, Agnes Relle, Thomas Reschke, Brigitta Restorff, Marianne Schneider, Uda Strätling, Alan Claude Sulzer, Christina Viragh, Fritz Vogelgsang, Brigitte Weidmann, Peter Weiß und Josef Winiger für ihre Übersetzungen, die in diesem Roman zitiert werden.

Er dankt außerdem Isolde Durchholz
für die redaktionelle Unterstützung.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27745-8

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Das Zitat auf S. 591 aus »In meiner Kammer« von Nelly Sachs stammt aus:

Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden.

Herausgegeben von Aris Fioretos, *Band 2: Gedichte 1951–1970.*

Herausgegeben von Ariane Huml und Matthias Weichelt.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010.

Umschlag: zero-media.net, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Winter

Das Grab der Mutter besucht, das die Gärtnerei hergerichtet hat, tröstlich: ein Rechteck dunkelbrauner, wie Torf lockerer, sorgsam begradigter Erde, groß genug auch für den Vater, mich und weitere Nachfahren. Mein Sohn hat bereits angekündigt, er möchte ebenfalls bei der Familie liegen, wenn es soweit ist. Als Markierung und schlichter Schmuck liegen zwei quadratische Steinplatten auf den unteren Ecken des Feldes, das dank der Blumengebinde wie ein Beet aussieht, ein Totenbeet, kein Acker. Im oberen Viertel, sehr auffällig, weil schräg Richtung Mekka statt rechtwinklig wie die Grabsteine ringsum, ist die Erde wie zu einem Sarg aufgeschüttet und mit weiteren Kränzen bedeckt, die nach zwei Wochen noch nicht vollends verblüht sind. Eine Holztafel mit arabischer Basmallah, auch das fremd unter den Deutschen, und dem verkehrt herum geschriebenen Namen, Nachname zuerst, weil der schiitische Bestatter nicht achtgegeben hat. Das verkehrte Geburtsjahr ist immerhin nicht sein Fehler; wir hätten es ihm sagen müssen, daß es im Paß falsch steht. Man war früher in Iran nicht so pedantisch. Die Frage stellt sich, ob wir warten, bis die Tafel mit dem Grabstein ausgetauscht wird, oder sie selbst austauschen, ob wir also pedantisch sind.

Der Vater wollte das Grab gestern besuchen, vor der Feier, die dieses Jahr keine sein konnte, der Feier der anderen, aber gestern trafen wir zu spät ein, weil der Friedhof ohne Ankündigung oder Erklärung eine Stunde früher geschlossen worden war; um Viertel nach vier kam man noch raus, aber man kam nicht mehr hinein, so daß sich ein seltsamer Anblick ergab: Während die einen durch eine eiserne Drehtür auf die Straße traten, als

wären sie wiedererweckt worden, rüttelten die anderen vergeblich am Tor, als verwehrte man ihnen den Tod. Einige von denen, die zu spät waren, legten ihre Blumensträuße auf der Friedhofsmauer ab oder warfen sie hinüber. Die Blumen gelten dann allen Toten, nehme ich an, was vielleicht sogar die bedeutendere Geste ist.

Was ist Trauer? Selbst der Vater hat sich vorläufig wieder gefangen, mindestens in Gesellschaft. Du tust alles, was dir auferlegt ist oder wovon du dir einbildest, es sei dir auferlegt, flichtst die gewöhnlichen Beschäftigungen in den Tag, ohne geregelten Beruf ein bißchen später und zögerlicher, als wenn du morgens auf der Matte stehen müßtest, du lachst auch wieder, ja, du lachst!, obschon nicht übermäßig, meidest Feste, bist jedoch dankbar für den ersten Kinobesuch, ein Konzert, bei dem die Gedanken ausruhen oder schweifen, du erinnerst dich daran, daß du lebst, und blickst sogar zärtlicher auf die Dinge und die Menschen, weil dir die Verletzbarkeit bewußter ist, bist freundlicher als sonst, wie dir auch freundlich begegnet wird, du könntest sogar das erste Mal wieder einen Körper begehren, wenn du wüßtest welchen, du würdest es wollen und schämtest dich weder vor der gestorbenen Mutter noch vor dem Mann, der nicht mehr deiner ist, du könntest dich vergessen und sogar Erlösung finden für ein paar Sekunden, die niemand zählt.

Das Neue Jahr erwarteten wir zu viert: mein Vater, der nicht allein gelassen werden konnte, mein Sohn und meine beste Freundin, die wiederum mich nicht alleinlassen wollte und Schnitzel zubereitete, dazu Kartoffelsalat, als Nachspeise Eis, um es einfach zu halten, ein echtes deutsches Essen, wie der Vater anerkennend rief. Die Stühle meiner Mutter und meines Manns blieben leer. Offenbar potenziert die Trauer den Liebesschmerz und umgekehrt, jedenfalls kann ich beides kaum auseinanderhalten, es ist wie ein einziger, in seiner Größe nicht erwarteter Verlust. Dabei fühlt sich beides ähnlich an, auch das überraschend, der eigene Mann, eben noch der vertrauteste, nächste, selbst im Streit immer noch zugewandte Mensch, ist ein Fremder geworden, nein, weniger als ein Fremder, denn einen Fremden kannst du kennenlernen, du kannst mit ihm Tee trinken, ins Gespräch kommen. Eine Liebe, die fort ist, kannst du nicht einmal mehr anrufen oder nur, wenn es etwas Praktisches zu besprechen

gibt, so wie man seinen Bankberater anruft oder bei der Deutschen Bahn. Auf niemanden habe ich bedrückt gewirkt, nehme ich an, aber niemand versuchte, mich zu überreden, die Freundin nach Mitternacht noch auf eine Party zu begleiten, nicht einmal der Sohn, der mich dieser Tage zu allem möglichen ermuntert, und beides tat gut, das vergnügte Abendessen und daß die anderen dennoch die Trauer wahrnahmen oder sie ebenfalls trugen. Um Mitternacht trafen wir uns wie jedes Jahr mit den Nachbarn zum Anstoßen auf dem Dach. Zwei von ihnen halfen meinem Vater, die Stiege hinaufzusteigen, damit er ebenfalls den strahlenden Dom erblicke, der zum Feuerwerk zu gehören schien. Das ist Trauer, wenn das Glück, das es doch gibt, nicht mehr zu einem durchdringt. Du siehst es, es ist da, und du verbeugst dich davor oder schüttelst ihm die Hand wie einem Besucher am Grab, mehr aber auch nicht.

2

Abends im Kino, bereits das dritte Mal in einer Woche, weil davor beinahe fünf Monate nicht. Auffällig der immer gleiche Verlauf seit der Romantik: Nichtsahnend geht jemand aus dem Haus, als ... Die Wirklichkeit, die über ihn hereinbricht, verwandelt oder vernichtet den Helden, erhebt oder läutert ihn, je nach Regisseur, Genre und Land. Aber was ist danach? Ich bin neugierig, ja, wie im Kino gespannt, was danach sein wird, also jetzt – dieses Jahr, diese Woche, morgen. Wird etwas aus der Wandlung folgen, aus der Läuterung, aus der Zerstörung? Oder setzt sich jene höhere Wirklichkeit fort, die sich in Notärzten und Familiengerichten offenbart oder in Gestalt des Vaters, der noch nicht weiß, ob vom Leben ihm noch etwas anderes bleibt als ein leichter oder langsamer Tod?

Die Wirklichkeit: am Morgen die Adressen aufgelistet für die Einladung zur Tschehleh, der islamischen Entsprechung zum Sechswochenamt, als wieder ein Anruf das Tagwerk abbrach. Am Abend ließ ich den Vater auf der obersten Etage eines Krankenhochhauses zurück. Man soll ihn nicht anrufen, richtete er der Verwandtschaft aus, das würde ihn zu sehr mitnehmen, ohne daß es Freude schenke wie Besuch. Das Zimmer, immerhin, hat Aussicht auf den Dom.

Das Tagebuch ohne Datum, das ich mir vorgestellt habe, soll nicht um mich gehen, soll mich gar nicht erwähnen. Es soll ausschließlich notieren, was zwei Augen sehen, die zugegeben nun einmal meine eigenen sind, oder zwei Ohren hören. Allein, selbst eine Chronistin, eine Berichterstatterin, eine Zeugin hat ein Gemüt, und an Tagen wie heute bin ich nicht imstande, einen Eindruck festzuhalten, der mir wichtig ist. Mir fallen die Augen zu, sobald ich mich endlich an den Schreibtisch setze, und lege ich mich ins Bett, vertreiben die Sorgen den Schlaf. Findet sich heute überhaupt nichts, was mitteilbar wäre, ohne daß ich meine Stimmung beigebe oder mein Privatleben ausbreite, nicht mal ein Moment, eine Beobachtung, bei der ich nur zwei Augen, zwei Ohren war?

Als ich aus dem Krankenhaus trat, rief ich endlich die Lektorin zurück; sie war nicht verärgert, solange gewartet zu haben, aber der Vorabdruck mußte dringend raus. Aber ich mußte auch zurück zum Sohn, der zu Hause wartete, außerdem hatten wir kein Brot. Während die Lektorin abwog, welches Kapitel wir der Zeitung vorschlagen, Mali, Jemen oder Tschetschenien, lief ich durch das Viertel am Stadtrand, ausgestorben wie ein Dorfkern nach Feierabend mit nur ein paar erleuchteten Geschäften und schäbig, wie man es in den besseren Vierteln nur aus dem Fernsehen kennt, dreistöckige Mietskasernen aus der Nachkriegszeit. Wahrscheinlich war hier vor dem Krieg noch freies Feld, so daß man nicht erst Ruinen wegräumen mußte zum Bauen, und später wurde der Turm für die Kranken hineingesetzt, damit der Stadtteil noch etwas anderes hat als billigen Wohnraum.

Sollen wir nicht eher die Jesiden nehmen?, fragte ich die Lektorin, die

sich ihrerseits ausmalte, wie ich gleichzeitig am nördlichen Rand Kölns eine Bäckerei suche. Hier unterbrach ich das Telefonat erst, als ich an der Reihe war, eines der drei verbliebenen Brote zu kaufen, und war bereits beim Bezahlen zurück beim Islamischen Staat. Den IS haben die Leute noch auf dem Schirm, erklärte die Lektorin, warum ihr der Frontbericht aus dem Irak nicht originell genug schien für den Vorabdruck: Dann schon eher der Donbass. Im Auto probierte ich verschiedene Positionen des winzigen Nokia-Handys aus, mit dem ich meine Kulturkritik demonstrierte, auf dem Schoß, zwischen die Oberschenkel geklemmt, an die Gangschaltung gelehnt, auf Bitte der Lektorin auch bei laufendem Motor, um zu testen, ob ich sie während der Fahrt höre und sie mich: Laß uns mal Myanmar durchgehen. Während ich durch die nächtliche Stadt zurückkehrte ins Zentrum, auf nach und nach belebteren Straßen, durchstreifte ich zugleich ein Flüchtlingslager in Bangladesch. Selten genug, fand ich auf Anhieb eine Lücke und gelang mir das Einparken mit dem ersten Schwung, so daß ich noch nicht mit den Rohingya fertig war, als ich bereits im Wohnungsflur dem Sohn einen Kuß auf die Stirn drückte. Selten auch dies, schmeckte ihm das reine Roggen, das wirklich sehr gut war, mit dem säuerlichen Geschmack und der genau richtigen, halbfesten Konsistenz der Stullen, die meine Mutter uns für die Schule schmierte. Wenn das Buch ein Erfolg wird, leiste ich mir eine Freisprechanlage, verkündete ich beschwingt. Ohne Smartphone nützt dir das nicht viel, erklärte der Sohn.

4

Aus dem Augenwinkel verfolge ich das Beziehungsdrama am Nebentisch, das alle Regieanweisungen bis hin zu Tränen, mühsam unterdrückten Schreien und Prosecco zur Versöhnung befolgt, mit zwei Frauen allerdings, aber der Wortlaut, die Gesten und selbst die Rollenverteilung könnten von jedem anderen Paar unseres Alters und sozialen Stands sein. Schauerhaft, die eigenen Grimassen zu erblicken, und der Spiegel ist nicht einmal ver-

zerrt. Verzerrt sind unsere Lieben, in denen jeder ich sein will, nicht du, das haben wir so gelernt und finden aus den falschen Lehren nicht heraus. Allerdings stimmten auch schon die früheren Lehren nicht. Im Freundeskreis ist kein Paar unseres Alters und unseres Stands mehr übrig, das zur Versöhnung noch Prosecco bestellen kann. Statt dessen setzen nach den Tränen die Schuldgefühle ein, weil den Kindern, obwohl unbeteiligt am Streit, die Familie genommen worden ist. Wieviel tiefer, tief ins Unbewußte muß bei ihnen die Erschütterung wirken, wenn schon der Eindruck der Erwachsenen, verlassen worden zu sein, so drastisch ist, als hätte die eigene Mutter sie aufgegeben oder der Vater oder beide auf einmal.

Wenn statt der Unbekannten ein Paar aus dem Freundeskreis am Nebentisch stritte, würde ich mich dennoch fragen, wer sie sind. Würde sie nicht wiedererkennen, weil jeder vom anderen dessen Schlechtigkeit hervorholt. Nein, dann ist es wohl besser, sie trennen sich, wenn sie zusammen kleiner werden statt größer. Dabei war es doch auch ihre Liebe, bis vor kurzem ihre Harmonie und Eintracht, die den Sohn so wunderbar und stark und mitfühlend gemacht hat. Bis zuletzt waren sie zärtlich, weit über den Beginn der Trennung hinaus, als hätten ihre Körper noch nicht bemerkt, was ihren Seelen geschah. Wie aus dem Augenwinkel beobachte ich auch uns.

5

Wenn du geblitzt wirst, in dieser, ich weiß nicht, Zehntel- oder halben Sekunde, in der du buchstäblich nur noch rot siehst, der banalste Augenblick der Welt, dem nur der Blick auf den Tacho folgt – es durchfährt dich jedes Mal wie Strom, plötzlich gibt es nichts anderes, du wirst aus egal welcher Sorge, welcher Trauer oder welcher Überlegung herausgerissen, gegebenenfalls auch aus der Verliebtheit oder einer sexuellen Phantasie, und denkst tatsächlich, du seist erwischt worden, von einer höheren Macht erwischt bei allem, was du verbrochen hast, bis du begreifst, daß es nur

wegen zu schnellen Fahrens ist. Beinah bist du erleichtert: zwischen sechzig und siebzig, nach Abzug der Fehlertoleranz vermutlich unter sechzig. Es gibt so viel mehr, was du im Leben falsch gemacht hast.

6

Totenwaschung. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Erlebnis tiefer aufwühlen könne als selbst die Geburt des eigenen Kindes, so tief, daß du es an der Oberfläche erst mit Verzögerung bemerkst. Im Vergleich wirkte das Sterben beinah natürlich, jedenfalls nicht überraschend, ein Übergang, von dem ich bereits viel gehört und manches gelesen hatte, und genau so war es dann auch: Der Atem hörte auf, und ich sah der Mutter noch hinterher. Etwas Lebendiges blieb kurze Zeit im Raum. Bei der Geburt hingegen, weil die Richtung die entgegengesetzte ist und du an die Brust drückst, was bereits ein Geschöpf ist, überwog die Fassungslosigkeit, die ins Glück, in die Begeisterung ausschlug. Am Totenbett blieb ich nach dem ersten Schock und recht wenigen Tränen ruhig, aufmerksam und ganz klar, froh, daß die Mutter friedlich gegangen war, ihre Hand auf dem Bauch, die andere entspannt neben dem Körper, die Gesichtszüge um Jahrzehnte verjüngt. Erst beim gemeinsamen Totengebet, als nach der Familie auch der Imam eingetroffen war, brachen die Tränen aus mir heraus, und selbst das leuchtete mir ein.

Dem schlechthin Unerklärlichen wie bei der Geburt begegnete ich erst, als wir den eiskalten Leib wuschen, mit großer, ja, zärtlicher Behutsamkeit angeleitet von der Wäscherin der Moschee, dieser körperliche, ohne jede Eile sich hinziehende Vorgang. Es war weniger schlimm, als ich befürchtet hatte, selbst der Geruch, der gerade noch merklich in die Nase stieg, selbst der Geruch erschien mir richtig. Es war nur überraschend, daß der Leib noch da war, man ihn berühren konnte, eine Hülle jetzt. Niemals habe ich stärker empfunden, daß der Mensch Würde hat, wenn er selbst nach seinem Tod so freundlich und respektvoll behandelt wird, bis hin zu ihrer

Scham, die anders als im Krankenhaus, wo sie täglich den Blicken und den elendsten Situationen ausgesetzt war, stets bewahrt blieb. Die Wäscherin hob das Tuch, das die Scham bedeckte, für die Reinigung nur wenige Zentimeter an und wandte zusätzlich den Blick ab. Als die Mutter bis in alle Poren sauber war, auch ihr Haar mit Shampoo gewaschen, der Körper mit den feinsten Essenzen des Libanons bestäubt und ins weiße Tuch ihres Pilgergewands gewickelt, hoben wir sie zu viert an. Offenbar dachten die Schwestern das gleiche, jedenfalls schauten wir uns verblüfft an: So leicht war der Körper, viel leichter als erwartet. Wog denn die Seele so schwer? Das Gebet der Wäscherin nachmurmeln, betteten wir die Mutter in den Sarg und betrachteten sie lange. Ihr Gesicht: als wäre sie schon im Himmel, flüsterte eine von uns, so schön. Mama ist ein Engel, sprach leise die andere, wie ein Kind. Zuletzt zog die Wäscherin das Tuch übers Gesicht.

7

Die Freude über das neue, mit Halogenleuchten versehene Kinderzimmer und die waagrecht gereihten Bilder, mein Stolz, daß uns der Umbau ohne fremde Hilfe gelungen ist, obwohl der Vater sich stets geweigert hatte, mich auch nur das Bohren zu lehren. Mochte er aufgeklärt sein wie er wollte, ein Bohrer gehörte nicht in die Hand einer Frau! Nun ist die Hand des Vaters längst zittrig geworden; nachdem auch das dritte Loch faustgroß geraten war, schimpfte er zum ersten Mal auf den fortgelaufenen Schwiegersohn.

Gleich, wieviel du bereits veröffentlicht hast, jedes Mal klopft das Herz, wenn das Päckchen mit dem neuen Buch an der Wand unterm Briefkasten lehnt. Nicht sofort, sondern in Ruhe und unbedingt allein holst du es heraus, oben am Schreibtisch hinter geschlossener Tür, betrachtest zunächst den Umschlag, wunderst dich über den Klappentext, als kenntest du ihn nicht längst, nimmst den Umschlag ab und tastest den Einband mitsamt dem Schriftzug ab, bleibst beim Durchblättern auf manchen Seiten hängen und hoffst, es werde den Lesern genauso gehen, die in der Buchhandlung stöbern. Dann prüfst du das Dankwort, falls der Dank aufgeschrieben ist, und findest in der Regel den ersten Fehler; in den Zusätzen geschehen die meisten Unaufmerksamkeiten, weil man sie erst im letzten Fahnenlauf geprüft hat. Wenn du nach Abzug der Fehlertoleranz immer noch glücklich bist, preist du im Stillen den Verlag und ebenso die Druckerei, die wie die Manufakturen in alten, seit jeher besser geglaubten Zeiten selbst auf die unscheinbaren Details Mühe verwandt hat – das Satzbild vollendet, die Farbe des Lesebändchens passend zum Einband, die Bindung reißfest, die Schrifttype passend zum Inhalt – Sorge getragen selbst für die Wahl und Klimaverträglichkeit des Papiers, preist ebenso die Leser, die seit jeher am Aussterben sind und dich dennoch weiter ernähren.

Während ich im Geiste die Feier zur Tschehleh durchgehe, beim Joggen wie so oft, verfallt ich auf die Idee, die Trauerrede als Broschüre auszulegen, den Verlag zu bitten, daß er mir beim Druck hilft, um einmal meine Branche einzubringen wie andere in meiner Verwandtschaft die Jurisprudenz, die Medizin oder die Finanzwirtschaft. Bei der Gelegenheit kommt mir wieder eine Episode in den Sinn, womöglich die maßgebliche

für das spätere Verhältnis zur Mutter. Die Episode hatte nicht in die Rede gepaßt, die ihre Stärken besang, denn sie bescherte ihr eine Niederlage und mir einen unerwarteten, allerdings bitteren Sieg. In Wahrheit, so erkannte ich beim Joggen, hatten wir beide verloren, wie seither in jedem Kampf, unser ganzes Leben lang.

Ohne um Erlaubnis zu bitten oder auch nur meine neue Adresse preiszugeben, war ich in eine Wohngemeinschaft gezogen. Die Eltern meinten, sie könnten mich zwingen, in mein Kinderzimmer zurückzukehren, ich war erst sechzehn; ihre Sorgen verstand ich sogar halb und verstehe sie heute um so mehr. Stur, wie ich war, das hatte ich vom Vater, brach ich den Kontakt ab, als der Streit sich zuspitzte, den Kontakt zu iranischen Eltern, zu einer iranischen Mutter! Anfangs glaubte sie wahrscheinlich, ich würde ohne Geld schon klein begeben, aber als sie merkte, daß ich tatsächlich nicht mehr zum Essen kam und nicht einmal anrief, fing sie mich vor der Schule ab, die ich immerhin weiter besuchte. Natürlich weigerte ich mich, ins Auto zu steigen. Ich nahm an, sie würde vor meinen Mitschülern zu einer Tirade anheben, zu Flüchen, Beleidigungen, pathetischen Wehklagen, was sie alles für mich getan. Aber meine Mutter blickte mich nur kalt an, eisig.

Damit hatte ich nicht gerechnet, und ich erinnere mich, beinahe ärgerlich gewesen zu sein, skeptisch, als unterstellte ich ihr nur einen weiteren Trick. Heute denke ich, sie war einfach meiner Aufsässigkeit überdrüssig, traurig genug über den Auszug der beiden älteren, der zugewandten Töchter und jedenfalls zur letzten Eskalation nicht mehr fähig oder bereit. Und war nicht Mitte der Achtzigerjahre auch die Ehe meiner Eltern in schwerer Not, wenn ich die Abläufe nicht durcheinanderbringe, dazu die Enttäuschung über die Revolution in Iran, der Krieg gegen Irak und die Sorge um ihren Neffen, der verhaftet worden war, und hatten nicht auch die Wechseljahre eingesetzt? Ich weiß es nicht, ich habe mir mit sechzehn keine Gedanken um sie gemacht, sondern ausschließlich mich selbst gesehen, mich und die Freiheit der WG. Erst ihr neuerlicher, zu oft bereits für final erklärter Befehl, nach Hause zurückzukehren, sonst werde sie heute noch mein Zimmer ausräumen und ohne Rücksicht alles auf den Sperrmüll werfen, was ich besitze, gleich was der Vater an Entschuldigungen vorbringe – erst ihr

Befehl brachte Erleichterung, weil er dem vertrauten Streit zum Ausbruch verhalf. Erstens nahm ich die Drohung nicht ernst, und zweitens hielt ich es sogar für vorteilhaft, wenn meine Mitschüler die Raserei meiner Mutter einmal selbst erlebten, sie würden mich dann noch besser verstehen. Die Mutter schrie aus voller Kehle, ich hielt dagegen, aber wenigstens schaute sie mich nicht mehr so verächtlich an.

Dann verebbten die Worte, keuchend standen wir uns einen Meter entfernt gegenüber auf dem Bürgersteig, ohne daß ich ihrem Blick auswich. In Zeitlupe hob sie die rechte Hand, die Finger gespreizt, als ob sie mich im nächsten Augenblick ohrfeigen würde. So verharrten wir, ich weiß nicht wie lang, sicher nicht so lang, wie es mir in der Erinnerung erscheint, und sie hatte wieder diese Kälte im Gesicht, unter allen Menschen ausgerechnet die Mutter diese Erbarmungslosigkeit. Plötzlich, als ob jemand einen Schalter umgelegt hätte, schlug sie mit beiden Händen sich selbst, weiter und weiter, sie hörte gar nicht mehr auf. Hilflos schaute ich zu, wie ihre flachen Hände mit aller Kraft auf die frisch frisierten Haare prasselten und ihr Gesicht rot anlief, jeder ihrer Schläge schmerzhafter als eine Ohrfeige für mich. Vor meinen Mitschülern, den Deutschen, die niemals die Contenance verlieren, wurde mir die iranische Mutter vollends unangenehm.

Endlich ließ sie die Arme sinken, die Frisur zerstört, Schweiß auf der Stirn, dicke Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Zum ersten Mal fiel mir auf, daß einige Haare am Ansatz grau schimmerten, offenbar hatte sie beim Färben nicht achtgegeben. Ich ging an ihr vorbei zur Haltestelle, wo keine Minute später bereits der Bus eintraf.

Seit diesem Tag habe ich kein einziges Mal mehr, jedenfalls nicht bei einer wichtigen Entscheidung, auf meine Mutter gehört, und ich glaube, das Schlimmste war für sie, daß ich es nicht bereuen mußte, jedenfalls habe ich nie eingestanden, nicht einmal mir selbst, daß ich je falschgelegen hätte und sie mit ihren ungebetenen Mahnungen, Ratschlägen, Wünschen richtig. Und meine späteren Erfolge, so äußerlich sie auch sein mochten, bis hin zu den Rezensionen, die sie ausschnitt, der Bestsellerliste, die sie an den Kühlschrank heftete, den Preisverleihungen, für die sie sich neue Kleider kaufte, nicht ich – jeder meiner Erfolge bedeutete der Mutter viel und war doch, so empfand ich es (sie sicher schon lange nicht mehr), eine weitere

Niederlage für sie, die das Studium aufgegeben hatte, als sie schwanger war. Wobei ich natürlich genau dadurch das Leben lebte, von dem sie in Iran geträumt, mein Vater hat schon recht, daß ich auf niemanden hörte als auf mein eigenes kleines Ich. Deshalb bin ich ja nun auch allein.

10

Abends Spaziergang am Rhein, stadteinwärts zur Stadt, um nicht ins Dunkle zu gehen. Vor der Hohenzollernbrücke jedesmal der Ärger über das Musicaltheater, das so lieblos, so improvisiert ist, ungelogen aus Containerkästen, wie es nur Köln mißlingt. Aber wie bei jedem Spaziergang und besonders den abendlichen bin ich keine dreißig Meter weiter überwältigt, wenn ich unter der Brücke wieder hervortrete und der Blick frei wird auf den gesamten Dom, die Ostseite vom Fuß bis zu den Turmspitzen hinauf. Schau, rufe ich dem Fotografen Daniel Schwartz zu, der aus der Schweiz zu Besuch gekommen ist, schau doch! Und wie wir beide in die Höhe schauen, fällt mir ein, daß der Fortschritt doch auch Schönheit bringt, nicht nur bessere Funktion. Warum das?, fragt Daniel, der das Abendland mindestens so sehr untergehen sieht wie ich. Diese Beleuchtung, erkläre ich, diese wunderbare Beleuchtung des Doms, die jede Kontur sichtbar macht, ohne aufdringlich zu sein wie die Lichtorgel am Musicaltheater, und doch so, daß der Dom noch von der Ferne über Köln leuchtet. Früher sah man den Dom abends überhaupt nicht, da sah man nur Schwärze bis morgens in der Früh. Wie herrlich der Dom nachts ist, noch viel überwältigender als bei Tag, das haben die Bewohner und Reisenden früher nicht einmal geahnt. Diese Schönheit verdanken wir dem Fortschritt, nicht der Natur und ebensowenig der Kunst allein.

Zumal es ein paar Monate zuvor erst eine unerwartete und überwältigende Zärtlichkeit der Mutter gegeben hatte. Über Tage depressiv, hatte ich mich morgens in mein Zimmer eingesperrt, um der Fragerei zu entfliehen, was mit mir los sei (ich hätte auch gar keine Antwort geben können, was Teil der Not war oder die Not selbst). Auf das Klopfen und die Zurufe der Mutter hin vermeldete ich ein ums andere Mal, ich wolle in Ruhe gelassen werden. Mit Pausen zwar, pochte die Mutter dennoch weiter an die Tür, anfangs vorsichtig, Stunde um Stunde entschlossener. Ich hatte mir Kopfhörer aufgesetzt, so daß ich die Ankündigung der Mutter überhörte, aus dem Garten eine Axt zu holen. Als ich es merkte, war die Tür nicht mehr zu retten, während im Kopfhörer die Platte weiterlief. Zum ersten Mal machte mir die eigene Mutter Angst: schweißüberströmt, die Axt in der Hand. Sie selbst bekam wohl einen Schreck und verharrte reglos im Türrahmen, während ich auf die Axt starrte, die an ihrer Hand baumelte. Endlich ließ sie die Axt fallen und nahm mich in den Arm. Vielleicht hatte sie selbst nicht damit gerechnet, daß ich es mir gefallen ließ und den Plattenspieler ausstellte. Die Mutter brachte mich, während ich weiter weinte, nach oben ins Elternschlafzimmer, es muß ein regelrechter Nervenzusammenbruch gewesen sein, aber auch das ließ ich mir gefallen, daß die Mutter mich ins Ehebett legte. Über mich gebeugt, saß die Mutter auf der Bettkante, streichelte mein Gesicht und sang nach vielen Jahren wieder ihr Wiegenlied, bis die Tränen versiegt. Es war die letzte Nacht, mit vierzehn oder fünfzehn, in der ich im Bett der Eltern einschlief.

Seltsamerweise nur der Mittags- oder Minutenschlaf schenkt einige der kostbarsten Sekunden des Tages. Du legst dich wie jeden Tag hin, ohne zu wissen, ob der Schlaf gelingt, schließt die Augen, achtest auf die Atmung, denkst jedesmal, nein, heute leider nicht, aber ziehst die Luft eine Weile weiter konzentriert bis unter die Brust, und meistens, nicht immer, schläfst du nach einer Weile tatsächlich ein. Allein, das merkst du ja nicht, kannst also während des Schlafs nicht vom Schlaf überrascht sein. Das bist du erst, wenn du nach ein paar Minuten wach wirst und so langsam wie eine farbige Flüssigkeit das Bewußtsein in den Traum sinkt, daß du auf der Matratze, auf dem Balkon oder einfach nur im Gras liegst, um dich herum die Bücher, die Nachbarn oder ein anderer, sehr irdischer Ort. Du versuchst, den Schlaf vor der Wirklichkeit ringsum zu schützen und, wenn das schon unmöglich ist, wenigstens den Traum zu bewahren; vergeblich auch dies, die Mittagsträume vergißt du stets. Zum Glück mischt sich in die Trauer über die unaufhaltsam verrinnende Verzückung bald schon die Überraschung, daß du überhaupt eingeschlafen bist, denn der letzte wache Gedanke war doch, heute gelinge der Schlaf leider nicht. Und diesen Zustand, wenn das Wachsein erst zu drei Viertel da und der Traum noch nicht vergessen ist, wenn noch die Überraschung und das Wohlgefühl der Erholung überwiegen, also bevor die vorherigen Gedanken dich wieder am Kragen packen, diese wundersame Passage kannst du, wenn du dich noch einmal auf die letzten Züge des Schlafs konzentrierst, sogar ein, zwei Minuten verlängern, so daß sich die Verzückung – gar nicht grundlegend anders, nur zarter als das letzte Wachsein in den Schlaf – als Beschwingtheit, als neuerliche Kraft ihrerseits in den restlichen Tag oder zumindest den Nachmittag senkt.

Jetzt, da ich die Bücher neu geordnet habe, reicht die Hand wieder an Jean Paul, Joyce und Jelinek. Weil zu Hause viele Regalmeter frei geworden sind, habe ich die Gesellschaftswissenschaften auf einer Sackkarre aus der Lesegrufte gerollt. Am ersten Bürgersteig kippte der Stapel vornüber, die beiden obersten Kartons brachen auf. Eine Passantin half mir, die Bücher eilig aufzulesen, die sich über die Straße ergossen hatten – die Autos stauten sich bereits –, und stellte sich anschließend als eine Leserin vor. Ja, beim nächsten Bürgersteig passe ich auf, versprach ich, nein, ich komme schon zurecht. So angetan, daß sie darauf bestanden hätte, neben mir herzugehen, um den Stapel zu stützen, war sie von meinem Werk offenbar nicht. Fünfundzwanzig Meter weiter fiel der oberste Karton ein zweites Mal herunter und löste sich in seine Bestandteile auf.

Ich stapelte die Bücher – Psychologie vor allem, Freud, Jung, Lacan und so weiter – in einem Hauseingang, rollte die übrigen Kartons hinter das eigene Tor und rannte zurück, um Stapel für Stapel den Rest nach Hause zu tragen. Es hatten sich bereits Interessenten aufgestellt, zwei gutaussehende junge Männer, Studenten, vermutete ich, die ungläubig staunten, was für tolle Bücher hier jemand verschenkt. Als Kavaliere erwiesen sie sich trotz meines flehentlichen Blickes nicht, sondern waren erkennbar enttäuscht, mißtrauten mir sogar, als ich außer Atem meinen Besitzanspruch anmeldete. Das also bin ich: zu alt, um für einen Flirt in Betracht zu kommen, und noch nicht alt genug, daß man mir beim Tragen hilft.

Solange Bücher noch eine materielle Gestalt haben, bleibt das Schreiben eine körperliche Arbeit, ging mir durch den Kopf, als ich die Bücher und Kartons drei Stockwerke hoch in die Wohnung trug. Die Broschüren für die Tschehle werden natürlich jetzt unverschämt gut, da einer der renommiertesten Verlage des Landes sie herstellt. Ich weiß schon, ich werde mindestens achtmal mit der Setzerin telefonieren, dreimal werden die Fahnen hin und her verschickt, wir werden ein ums andere Mal im letzten Moment noch Fehler entdecken oder Verbesserungen vornehmen, aber am Ende wird jeder Punkt an der einzig richtigen Stelle stehen, die Schrift

gut lesbar sein, auch das Papier stimmen und das Heftchen angenehm in den Händen liegen. Mit den Fingerkuppen wird die Verwandtschaft über die Rede streifen und beeindruckt in ihr blättern, dankbar für deren materielle Gestalt.

Nun stapeln sich die Gesellschaftswissenschaften im Wohnungsflur, dafür habe ich in meiner Lesegrufte die Gedichte, Tagebücher und Romane, die sich auf dem Boden gestapelt hatten, in die Belletristik alphabetisch einsortiert. Wie gesagt, die Autoren mit J sind drei Regalböden nach unten gerückt, so daß ich vielleicht doch noch zu Uwe Johnson greifen werde, der ungelesen im Regal steht, seit ich seine *Jahrestage* zweiter Hand an einem der Bücherstände vor dem Philosophikum kaufte, und das ist ... ich rechne ... das ist sechsundzwanzig Jahre her. So lange bereits unter einem Dach, ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, das schafft die beste Ehe nicht. Der noch gewichtigere Buchstabe H ist mir allerdings entrückt. An die anderthalb Meter Hölderlin und Heine reiche ich gerade noch heran, aber für Hafis muß ich mich schon auf den Stuhl stellen, ebenso für Homer, Hesse oder Zygmunt Haupt. Für die beiden oberen Bretter H benötige ich gar die Leiter; Hedayat, Hemingway und Hebel hat der Auszug meines Mannes übel erwischt. Grass ist ebenfalls nur noch Stuhlliteratur, das ist verkraftbar, Hauptsache, an Goethe komme ich auf Zehenspitzen mit ausgestreckter Hand. Arm dran war immer schon das A, das nun einmal in der Ecke links oben beginnt. Geändert hat sich durch die Neuordnung lediglich, daß das dritte, das Stuhlregal A angewachsen ist, Achmatowa, Antunes oder Adnan, während ich für Alexijewitsch, Aragon oder Andric weiterhin die Leiter aufstellen muß. Aber A ist ohnehin kein ganz wichtiger Buchstabe für die Literatur, nicht wie H oder S, zumal Aischylos unter den Dramen steht. B hat von der Auflösung meiner Familie profitiert, insofern es nunmehr vollständig in Reichweite liegt, nicht mehr nur Beckett, Borges, Büchner – diese jetzt auf Augenhöhe, wie man heutzutage sagt –, sondern ein Brett tiefer endlich auch Baudelaire, Berger und Bachmann.

Der freudige Gewinner jedoch ist J. Alle anderen Klassiker konnte ich zuvor bereits ohne Hilfsmittel erreichen, schon weil K, H oder S sich über mehrere Regalbretter erstrecken, das läßt Gewichtungen zu. Nur bei Jean Paul, Joyce und Jelinek war nichts zu machen; gleich, wie ich die Hölderlins

und Kafkas nach oben und unten, links und rechts verschob (I kann man für die Literatur vergessen), blieben sie bedauernswerte Leiterautoren, mal im höchsten, mal im zweithöchsten Fach, allenfalls, daß ich sie mit ein paar Schummeleien zu Lasten der Is (Ibsen, Ishiguro, Immermann) noch auf Stuhlniveau ziehen konnte. Jetzt jedoch, einträchtig neben der ebenfalls ungelesenen Werkausgabe von Jahnn, blickt mich jedes Mal Uwe Johnson an, wenn ich aus der Teeküche trete, mit Glatze, Pfeife und Lesebrille nicht eben ein Beau, aber immerhin. Die übrigen Männer schauen wie auf Verabredung alle an mir vorbei.

14

Das Greisenalter hat Offenbach wie ein Make-up aufgetragen, die Furchen im Gesicht, als wären sie mit einem viel zu dicken Stift gemalt, die Haare wie weiß gesprayed, der Geist und ebenso der Körper beim Treppensteigen von kaum glaublicher Kraft und Beweglichkeit weiterhin. Also kann das Alter keine Erklärung sein, daß seine Worte nur noch klug sind und manchmal banal. Es sind dieselben Worte, die ich beinahe für Prophetien hielt. Haben sie sich durch die Wiederholung verbraucht? Oder haben sie mehr bedeutet, als Offenbach von der Kritik gefeiert, ja, in den Himmel gehoben wurde? Wie eine Berufung erschien es mir, daß er unter allen jungen, unbekanntem Autoren ausgerechnet mir ein paar Wegweisungen gab. Die Enttäuschung jetzt weist auf den weiteren Weg. Nicht nur der Ruhm, nein, auch die Bedeutung vergeht.

Aber während ich so denke, wird mir Offenbach, der nur noch in einem rechtskatholischen Kleinverlag publiziert, noch einmal lieber. Denn nach zwanzig, fünfundzwanzig Jahren sind wir uns nah wie je, nur nichts Besonderes, nichts Berufenes mehr, und das ist nun einmal die Realität, auf die er noch im Verschwinden weist. Beide sind wir heiter, zum ersten Mal seit Wochen, Monaten auch ich, und ich verspreche, ihn bald wieder zu besuchen im Heim.

Ob die Autoren ringsum in den Regalen den Widerstreit zwischen Liebe und Literatur selbst erlebt haben, der ein klassisches Muster ist, den Widerstreit zwischen bürgerlicher und künstlerischer Existenz? Im Hof beobachte ich den jungen Nachbarn aus der vierten Etage, der einmal in der Woche seine Tochter aus dem Kindersitz seines Autos hebt, zweijährig, schätze ich, und schon sind die Eltern getrennt. Der Nachbar drückt das Mädchen um so zärtlicher an die Brust, da es offenbar geschlafen hat oder aus einem anderen Grund verunsichert ist, und trägt es vorsichtig ins Haus. Eine Minute später weint das Mädchen hinter meiner Wohnungstür. So kurz seine Ehe gewesen sein wird, wenn das Kind bereits jetzt zwei Zuhause hat, werden dennoch viele Mißverständnisse ähnlich gewesen sein wie bei der Nachbarin, deren Bücherwände er vom Hof aus sehen kann, einfach weil es seit dem neunzehnten Jahrhundert fast immer, ob zweite oder vierte Etage Innenstadt, ähnliche Mißverständnisse sind, siehe die Romane von Austen bis Zweig. Seit ich selbst nur noch die halbe Woche mit dem Sohn bin und die andere Hälfte allein, schaue ich deshalb dem Nachbarn interessiert nach, mit dem ich selten gesprochen habe, dann und wann ein paar Worte im Treppenhaus, kaum mehr als Guten Tag und Guten Rutch, und fühle mich ihm seltsam verbunden, sehne mich ebenfalls nach dem Kind, wenn es bei dem anderen Elternteil ist, auch nach dem Elternteil selbst, dem vertrautesten Menschen auf Erden, und bin traurig für das kleine Mädchen auf seinem Arm.

Aber zusätzlich könnte bei den Autoren ringsum in den Regalen ein Konflikt die Ehe erschwert haben, den es bei dem Nachbarn nicht gegeben haben wird, ebensowenig unter meinen Bekannten, deren Ehen gerade eine nach der anderen scheitern; ein Konflikt, der mit der Kunst im modernen Sinne als individuelle Schöpfung aufgetreten ist. Mit dem Bürgertum wurde der Künstler als Antibürger geschaffen, mag er äußerlich heute meist das gewöhnlichste Leben führen, Elternsprechtage, Lebensversicherung, Sport oder sogar ein Hobby, obwohl der Künstler keine freien Tage, sondern nur Waschtage kennt, wie Offenbach zu sagen pflegte. Denn frei ist der Künst-

ler nur in der Arbeit, das ist gleichsam deren Definition, und Kunst nur möglich, wo nichts im Leben wichtiger genommen wird als sie. Allenfalls könnte ein Kind in seiner Aufmerksamkeit konkurrieren, eine Geliebte über den Zauber des Anfangs hinaus sicher nicht, und das Kind wahrscheinlich auch nur, weil er es ebenfalls als seine Schöpfung sieht. Und statt zu vernarben, eitert die Wunde der Geliebten, da sie beobachtet, wie aufopferungsvoll der andere sich seinem Kind zu widmen vermag, aber nicht ihr, ihren Bedürfnissen, ihren Freunden, ihren Zielen. Auf die Spitze getrieben jedoch ist der Konflikt, wenn der Künstler eine Künstlerin ist und den Geliebten zusätzlich in seiner Männlichkeit herabsetzt. Wenn er sie auch dank seines Aussehens gewonnen hat und sich dann noch als die bessere Mutter erweist, während sie durch wenig mehr als ihren Geist besticht.

Die Besessenheit von der eigenen Arbeit, die notwendig mit Narzißmus einhergeht – wie könnte ich tagein, tagaus aus mir schöpfen, wenn ich mich nicht wichtig nähme –, sprengt vermutlich nur dann nicht die Ehe, wenn der andere Muse, Bewunderer oder selbst Künstler ist. Umgekehrt wird der Konflikt unlösbar, wo man abschätzig auch von Bekenntnis spricht, bei Brinkmann, Kurzeck oder Ernaux, in der sogenannten Autofiktion, die nichts Neues, aber seit neuestem wieder eine regelrechte Mode ist; dann berührt er das Wesen der Literatur selbst. Meine Tage sind neben den Büchern in den Regalen nun einmal das Material; nur wenn sich beides ineinanderlegt, Leben und Lektüren, bildet sich ein weiteres Werk, das zwischen A bis Z eingereicht wird. Man versteht, warum ein Mann sich mißbraucht fühlt, entblößt, zumal wenn seine Liebe begann, als es noch kein Werk gab, und er beim Schwur keine Ahnung hatte, auf welche Ausbeutung er sich einläßt. Vielleicht darf er als Erster die Manuskripte lesen und muß noch dankbar sein dafür, aber wenn seine Einwände stören, läßt ihn die Autorin außen vor, während Kollegen, Lektoren, Verleger an ihren intimsten Gedanken teilhaben. Dann kommt auch noch der Eindruck hinzu, betrogen zu werden, betrogen sogar mit den Büchern ringsum in den Regalen, mit den Toten. Vielleicht ist die Liebe groß genug, daß der Mann die Eifersucht erträgt, vielleicht überwiegt die Verantwortung für die Familie oder braucht er keine Anbetung für sein Selbstbewußtsein, vielleicht auch wiegt die Autorin ihre Selbstsucht durch andere Qualitäten auf, ich offenbar nicht.

Am Rhein ist der Schnee meist nur ein Witz, nach einer Stunde bereits geschmolzen. Im Gebirge jedoch ist der Winter eingebrochen, heißt es in den Nachrichten, und es haben etliche Trauergäste abgesagt. Im Hof parkt wieder eines der Autos, das von einem anderen Kontinent losgefahren zu sein scheint, die Motorhaube und das Dach weiß bedeckt, ebenso die Scheibenränder. Fliegt denn das Pulver auf der Autobahn nicht weg? Im Westerwald, wo das schneebedeckte Auto losgefahren sein könnte, lag jeden Winter das Leben still für einen Tag oder sogar zwei, und selbst danach wurden auf den Bürgersteigen nur schmale Streifen freigeräumt. Diebisch die Freude des Mädchens, wenn die Welt der Erwachsenen aufhörte zu funktionieren. Obwohl sie Schrittempo fuhren, drehten sich die Autos dennoch, wendeten und krachten gegeneinander. Die orangen Warnleuchten blinkten vergebens, und was für eine Komik, wenn ein Fußgänger den Halt verlor. Die Erwachsene bedauert, daß viele nicht zur Feier anreisen können. Vielleicht aber hat das Gebirge, in dem die Mutter fünfzig Jahre gelebt, mit dem Schnee einen Gruß an den Fluß geweht. Sie selbst hat den Westerwald niemals Heimat genannt.

Das Bild, das allen leuchten wird, kein Vergleich mit der eitlen Broschüre, die zum Glück wenig Beachtung fand, sind die Enkel, die einer nach dem anderen ans Pult treten: daß Oma mich zur Begrüßung stets so lange umarmt hielt, bis sie spürte, ob es mir gut geht. Daß ich in die dampfende Küche stürzte, Oma, du hast die Milch verbrannt!, um Gottes willen, Oma, du hast die Milch verbrannt!, und sie mir versonnen die weiß-braun-schwarzen Schattierungen und Linien zeigte, ich möge bitte einmal den Zeichenblock holen; das Bild des Topfbodens hängt im Atelier des Enkels, der Künstler

geworden ist. Daß sie mich einweihte, ihr liebstes Enkelkind zu sein, und es zwölf Jahre dauerte, bis ich herausfand, daß sie allen dasselbe Geheimnis verraten hatte. Daß mein Sohn ihren Geschichten lauschte, seine früheste Erinnerung überhaupt: Geschichten, die ja wiederum selbst Erinnerungen an etwas sind, was jemand erinnert hat, immer weiter zurück bis an den Anfang der Zeit, die selbst eine Geschichte ist, nur von Menschen erzählt.

Die Enkel haben recht, ihre Großmutter so und nur so zu sehen; Kindern wird die Verklärung nicht gelingen oder sie geriete zum Kitsch, weil sich eine Persönlichkeit nun einmal in der Abgrenzung, dem Widerstand gegen die Eltern herausgebildet hat; weil Eltern an ihren Kindern schuldig werden, ihnen unrecht tun, Fehler begehen, genauso wie umgekehrt, umgekehrt meistens noch mehr. Die Enkel sind es, die den Großeltern gerecht werden, ihr Blick ungetrübt von Verletzungen, Auseinandersetzungen, ihrer jugendlichen oder noch erwachsenen Emanzipation; die Enkel haben nicht wie ihre Eltern die Entwicklung verfolgt, das Scheitern, das Versagen, die Ausreifung, sie können die Großeltern vorurteilsfrei beurteilen als die Personen, die sie mit welchen Lernprozessen auch immer am Ende geworden sind.

Überhaupt der Eindruck, die Enkel sprächen über eine, ja, fast eine Heilige, während du als Tochter meinst zu differenzieren. Aber wer sagt denn, daß sie falsch liegen? Daß der Tod diese Szene entwirft: Die Enkel sämtlich auf der Bühne, und spontan erhebt sich der Greis in der ersten Reihe, mit dem sie sechzig Jahre gelebt und gestritten hat – alles andere als eine romantische Liebe oder nur das erste Jahr –, müht sich am Stock die Treppe hinauf, stellt sich in die Mitte und deklamiert auf persisch ein Gedicht, als wäre er frisch verliebt. Dieses Bild des beinahe Neunzigjährigen, der sich zwischen seinen Enkeln und Urenkeln nach seiner Liebe sehnt, und bei jedem der langen, fast gesungenen Ausklänge wirft er die freie Hand in die Höhe – am Ende ein einziges solches Bild, das ist es, euch Kinder braucht es nicht dafür. Ihr erkennt die Fügung erst, wenn sie gestaltet ist zu einer Schlußszene wie im Drama oder wie die Zufälligkeiten des Lebens zum Roman. Ihr seid nur ein Zwischenglied gewesen, eine Station, über euch geht die Familie hinweg.